

HEMMUNGEN

Schüchternheit, früher eine Tugend, ist zur Krankheit geworden SEITE 54

AUF RETRO GETRIMMT

Moderne Motorräder im Look von gestern sind der Renner SEITE 60

EISIGE SPITZE

Der Säntis eröffnet einen Weitblick in alle Nachbarländer SEITE 64



Wir Abfallweltmeister

729 Kilo Abfall pro Kopf und Jahr

Früher hat es Tomi noch weh getan. Als er für einen Kinderwagen sparte und dasselbe Modell plötzlich in einem seiner Container lag. Manchmal fragte er im Büro nach, ob er eine Pfanne retten könnte oder auch nur ein Holzstück, um sein Häuschen zu reparieren. Nun kümmert es auch ihn nicht mehr, was seine Kunden alles wegwerfen: das Waschpulver in den Sondermüll, «Harry Potter» in die Büchertonne, den Flachbildschirm auf den Elektronikhaufen, den Bürostuhl in den Schredder. Die halbe Grundausstattung eines Schweizer Lebens – weg damit.

Ein Samstagmorgen in der Vorweihnachtszeit, Maag Recycling, Winterthur. Hier arbeitet Tomislav Susic, kurz Tomi, ein kleiner, freundlicher Mann, seit 19 Jahren. Hier hat er sich zum Chef von sieben Recyclisten hochgearbeitet, die in der Früh ihre Positionen an der Waage oder den Containern beziehen. Sie wissen: Wenn die Tore aufgehen, ist in dieser Halle bald die Hölle los.

Die ersten Kunden steuern nach sieben in die Werkhofstrasse. Gegen neun füllt sich der Parkplatz. Und ab zehn versuchen wie bei Ikea Securitasleute den Ansturm von Autos und Menschen zu bewältigen. Letztere schieben vollbeladene Einkaufswagen in die Halle. Sie drängeln, sie stehen an, nur wollen sie gar nichts kaufen, sondern alles loswerden. Ein Bild der Perversion, ein Bild des Glücks. Und darin ist auch schon alles enthalten: Der Welt gehen die Ressourcen aus, und wir werfen sie weg.

729 Kilo. So viel Siedlungsabfall produziert jeder Schweizer laut dem Bundesamt für Umwelt jährlich. Mehr als doppelt so viel wie noch vor 20 Jahren. So viel wie noch nie.

Damit gehören wir zu den Abfallweltmeistern. Eine Untersuchung der Bertelsmann-Stiftung zeigt, dass die Bewohner der OECD-Staaten im Schnitt 483 Kilo anhäufen. Am meisten machen die Dänen, die Amerikaner und die Schweizer. Landesweit fallen rund 6 Millionen Tonnen jährlich an. 60 000 davon landen bei Maag Recycling, im Werkhof oder hier im Recy-Hof, wo sich die Container hufeisenförmig aneinanderreihen – 44 Abfalltypen insgesamt, Tonne an Tonne, Haufen an Haufen.

«Die Leute kaufen halt immer wieder Neues», sagt Tomi, während er sie zu den

vom Mittagessen, hin zu Tempo und Take-away.

Was Menschen wegwerfen, sagt auch viel darüber aus, was ihnen die Dinge wert sind. Früher wurden Kinder vor ein und demselben Fernseher zu Teenagern, und Eltern bekamen die ersten grauen Haare. Sie rückten zusammen, wenn die Welt ins Wohnzimmer kam, oder stritten sich um die Fernbedienung. Heute sind Fernseher ein bisschen wie Zombies, kaum am Laufen, schon wieder halbtot, zu langsam, zu wenig neu, zu teuer die Reparatur – in den Container damit.

Die Menschen im Recy-Hof beseitigen an diesem Morgen Wagenladungen von Sachen, die auf Ricardo bestimmt keine Ladenhüter wären und in den Brockenhäusern schon gar nicht. Reden möchten sie lieber nicht. Keine Zeit, sagen sie, und heben entschuldigend die Hände. Bis auf ein paar wenige:

Nadja und Renato Malnati wollen einen Rollkoffer loswerden, der Reissverschluss der Aussentasche ist kaputt, da könnte ja jemand etwas hineinstecken, «eine Bombe oder so».

Sarah Goricanec und José Luis dumpen eine Stereoanlage. «Die funktioniert zwar noch, ist aber zu gross. Ans Brockenhaus haben wir gar nicht gedacht.»

Devrim Toramans Kinder haben «viel zu viel» Spielzeug. «Was weg muss, muss weg», sagt sie und deponiert einen Riesenstofftier neben der Papiertonne, «nun haben wir wieder Platz».

Eine anrühige Geschichte

Es ist ein bisschen wie im alten Rom, ausser dass man damals nicht viel mehr als den Nachttopfinhalt aus dem Fenster kippen konnte. Die bequeme Form der Entsorgung hat sich lange gehalten. Ein Glück für Schweine und Hunde, die sich als eine Art mittelalterliche Kehrichtabfuhr durch die Strassen fressen. Später wurde bis auf Knochen oder Lumpen alles vor den Stadtmauern entsorgt. Dumping auf dem Acker, ganz legal.

Mit der Industrialisierung wuchsen die Städte, Abfälle wurden chemischer. Gestank, Ratten, Krankheiten. Man hob Gruben aus, richtete Deponien ein. 1904 startete die Kehrichtverbrennung an der Zürcher Josefstrasse als vierte Europas ihren Betrieb. Hier schüttelte Gustav Maag die Müllsäcke, bevor er sie in den Ofen warf. Was scheppte, wurde verkauft. Bis er 1942 die Idee hatte, Ross und Wagen zu kaufen und als Schrottsammler herumzuziehen – der Anfang der Firma Maag.

«Wohin mit dem Regal?», fragt ein Kunde. «Auf die Waage», sagt Tomi, «Holz ist nicht gratis.» «Was? Dafür muss man auch noch zahlen?» – «Nur 40 Rappen pro Kilo.» Der Mann stapft ohne Dank davon. Tomi zuckt mit den Schultern, so sind sie halt, die Leute.

Tomi war 23, als er wie sein Vater Drago bei Maag anfang. Das älteste von drei Geschwistern, 1991 aus Jugoslawien geflohen. Ein junger Mann, der langsam lernte, dass Abfall vom Umwelt- zum Ressourcenproblem wurde und Recycling ein Geschäft.

Tomi kaufte den Sanitärinstallateuren im Werkhof Messing ab und den Heizungsmonteuren Kupfer. Er sah, wie in der Nachbarschaft die Schornsteine zu rauchen aufhörten und Produktionen ins Ausland abwanderten. Er sah auch, dass Hausabfälle auf einmal Wertstoffe waren. Lange wurde nebst Metallen vor allem Papier oder Holz gesammelt, mit den Jahren kamen aber immer mehr PET oder Elektroschrott dazu. Aus der Max Maag AG Industrieabfälle wurde die Max Maag AG Wertstoffrecycling und noch später die Maag Recycling AG. Zwei Namensänderungen, eine Zeitenwende.

Und so streicht Tomi heute manchmal wie ein Undercover-Polizist durch den Recy-Hof, observiert das Treiben, lugt hinter Tonnen hervor. «Jetzt», flüstert er und deutet mit einer Kinnbewegung auf zwei Frauen, die gerade einen Koffer in die Halle schleppen. Tomi tut so, als würde er nicht ahnen, was als Nächstes passiert. Und tatsächlich: Bei den Kleidertonnen angekommen, öffnen die Damen den Koffer, rollen eine Gummimatte in einen Vorhang und stopfen die Wurst seelenruhig in den Klamottensack.

Dabei hängen am Eingang Schilder, auf dem grünen ist aufgelistet, was gratis entsorgt werden kann, und auf dem

Fortsetzung auf Seite 52

Rechts: Tomislav Susic, genannt Tomi, ist der Chef im Winterthurer Recycling-Hof. Die Stellung hat er sich in 19 Jahren erarbeitet.

Unten: Recycling ist kompliziert geworden. 44 Abfalltypen insgesamt werden bei Maag Recycling getrennt. Die Container sind hufeisenförmig aufgereiht.

Volkssport Recycling

Die Schweizer produzieren im internationalen Vergleich mit am meisten Abfall. Insbesondere in der Weihnachtszeit wird mit beiden Händen weggeworfen.

VON CAROLE KOCH (TEXT) und KARIN HOFER (BILDER)

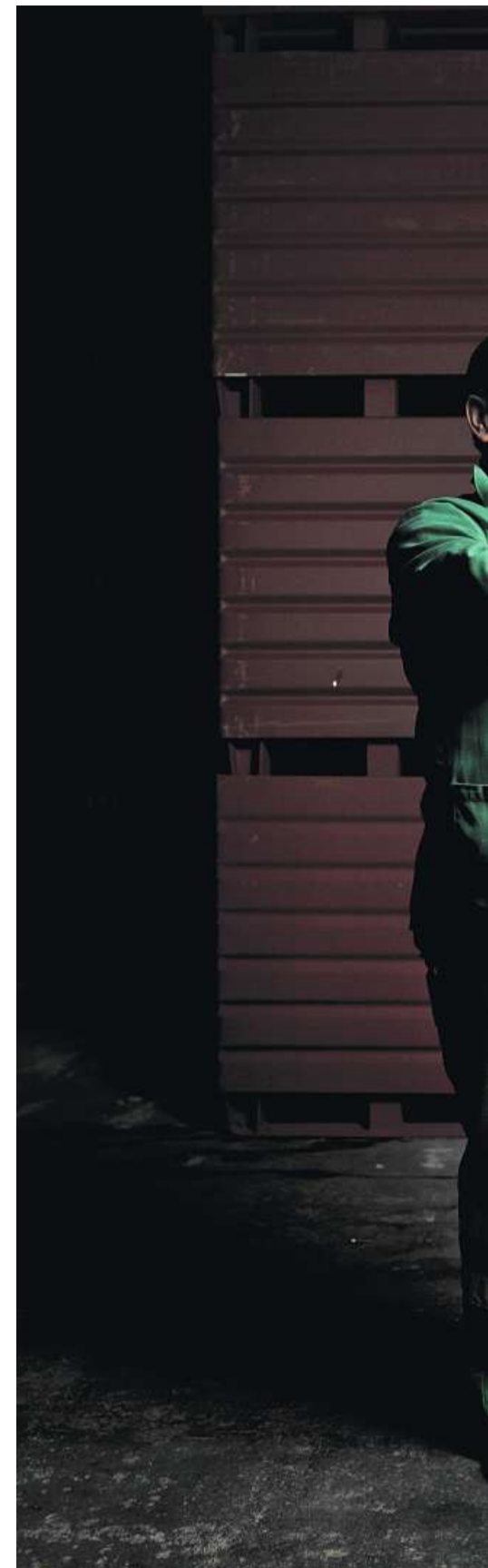
All das Plastic zeugt vom Trend beim Essen – hin zu Tempo und Take-away.

Containern dirigiert. Die Arbeit im Recycling-Betrieb hat den Rücken des 42-Jährigen gerundet und ihn gleichgültiger gemacht. Bei Umzügen komme alles weg, egal, ob man es noch brauchen könnte. Ebenso in der Weihnachtszeit und um Ostern, dann ist Hochbetrieb, dann kommen 2000 Leute pro Tag.

Der Wohlstand türmt sich

Dass man «mindestens ein Drittel der Ware» noch brauchen könnte, findet Tomi nicht aussergewöhnlich. Der vorbeirollende Rucksack – auch nicht aus dem Rahmen fallend. Gartenstühle, Schuhgestelle, Tennisschläger, ein Sofa, Geschenkpapier. Etwas Besonderes dabei? «Nein», sagt Tomi. «Ein bisschen speziell» sei, dass jetzt hier auch brandneue Werbegeschenke landeten, stapelweise Shirts, Rucksäcke, Kaffeetassen.

Und so türmt sich der Wohlstand. Hohe Löhne am Ende des Monats, Geld für Shoppingmeilen und Einkaufszentren, Habenwollen und Wiederloswerdenmüssen. Müllberge wachsen mit dem Konsum und sind Spiegel der Gesellschaft. Sie zeigen, dass sich neue Ideen wie Sharing-Economy oder Zero-Waste-Bewegung nicht in den Statistiken niederschlagen. Der Abfallforscher Bernd Bilitewski kann noch mehr daraus lesen: Wenig Verpackungen erzählen von Wohlhabenden, die viel Frisches einkaufen. An vielen Inkontinenzwindeln ist abzulesen, dass die Menschen immer älter werden. Tonnen von Plastic zeigen den Wandel der Esskultur, weg





Rechts: Grün wie die Natur sind die Container und die Overalls der Männer, die das Angelieferte sortieren.

Unten: Früh übt sich, wer ein Meister in der Abfallentsorgung werden will – und Platz braucht für Neues.



Wie Müllberge zu Geld gemacht werden

Die tiefen Rohstoffpreise treffen auch den Recycling-Hof um die Ecke. Schweizer Unternehmen müssen sich für die Zukunft rüsten. VON NATALIE GRATWOHL

Nicht zuletzt dank der Disziplin der Bevölkerung bei der Abfalltrennung wird in der Schweiz rund die Hälfte der Haushaltsabfälle wiederverwertet. Allein 167 Kilogramm Altpapier werden jährlich pro Kopf gesammelt. Die heimische Recycling-Industrie verwertet im Jahr rund 1,5 Millionen Tonnen Altpapier und etwa 1,5 Millionen Tonnen Schrott. Daraus gewinnt sie Sekundärrohstoffe, die als Ausgangsstoffe für neue Produkte dienen. Die Branche rund um die Sammlung, Trennung, Behandlung und Verwertung von Abfällen kämpft jedoch mit Imageproblemen. Auch wenn etwa die Arbeit des Recyclists als «Cleantechberuf mit Zukunftspotenzial» angepriesen wird, lassen sich viele Junge lieber zum Automechaniker ausbilden oder bevorzugen eine Beschäftigung auf dem Bau.

Goldene Zeiten sind vorbei

Zur Recycling-Industrie in der Schweiz zählen rund 400 Betriebe, vom Schrott-

platz bis zur Papierfabrik. Die regional verwurzelte und von Familienbetrieben geprägte Branche ist von internationalen Rohstoffmärkten abhängig. Rechnet ein Recycling-Hof mit steigenden Preisen für Sekundärrohstoffe, kann es sich laut Thomas Bähler, Geschäftsführer beim Verband Stahl-, Metall- und Papier-Recycling Schweiz, etwa lohnen, das gewonnene Recyclat vor dem Verkauf noch etwas länger im Betrieb zu lagern.

Nachdem das Geschäft angesichts von Wirtschafts- und Bevölkerungswachstums und der entsprechend steigenden Abfallmengen lange Jahre rund gelaufen ist, spüren die Verwerter von Schrott, PET, Glas, Papier und Aluminium heute die Folgen der niedrigen Rohstoffpreise. Zudem macht den exportorientierten Unternehmen die Frankenstärke zu schaffen. Die Verwertung erfolge zwar vorwiegend in der Schweiz, doch würden vermehrt Anteile ins Ausland geliefert und die fehlten dann für die inländischen Kapazitäten, sagt Patrik Geisselhardt, Geschäftsführer von Swiss Recycling.

Vielen Kleinunternehmen fehlt schlicht die kritische Masse, um die für die Geschäftsentwicklung notwendigen Investitionen zu tätigen. Falls sich das Marktumfeld noch weiter eintrüben sollte, könnte es in der Schweizer Recycling-Industrie zu einer Strukturbereinigung kommen. Schon heute werden Familienbetriebe mit Nachfolgeproblemen von grösseren Schweizer Firmen oder ausländischen Konzernen übernommen.

Nischen und Innovationen

Um sich im anspruchsvolleren Marktumfeld behaupten zu können, sind nicht nur effiziente Verfahren für die Verwertung von Abfällen gefragt. Die Unternehmen sind auch auf der Suche nach lukrativeren Nischen im Recycling-Geschäft. So werden beispielsweise Druckerpatronen und Nespresso-Kapseln wiederverwertet oder innovative Wege bei der Kunststoffverarbeitung eingeschlagen.

Obwohl es sich beim Recyclat um ein Massengut handle, werde insbesondere bei Papier und Kunststoff sortenreine Qualität wichtiger, sagt Geisselhardt. Wie andere Branchen auch reagiert die Schweizer Recycling-Industrie mit Spezialisierungen und einer höheren Produktqualität auf die wachsenden Herausforderungen der Zukunft.

Die Recycling-Industrie in der Schweiz umfasst rund 400 Betriebe.



Im Keller seines Hauses in Bern lagert Thomas Moll seine Trouvaillen.

KARIN HOFER / NZZ

Fortsetzung von Seite 50

Volkssport Recycling

roten alles Kostenpflichtige. Auch die Tonnen sind angeschrieben. Über dem Alu-Container baumeln Dosen und über der Büroelektronik Bildschirme, wobei auch dieses idiotensichere System anfällig ist. «Hier kommt nur Textil rein», stoppt Tomi die beiden Damen. «Und den Koffer müssen Sie wägen und fürs Gewicht bezahlen.»

Jagd auf Kehrrechtsünder

Es sind Szenen, die Tomi mit dem Satz «Es gibt zum Teil Leute» einleitet. Man kann diese Leute in Typen einteilen. Tomi weiss, dass die Gewissenhaften es ja richtig machen wollen, aber Recycling ist kompliziert geworden: Polyethylen oder Polypropylen zum Beispiel. Um die zu unterscheiden, müsste man die PE- oder PP-Zeichen mit den Schildern abgleichen, womit wir bei den Faulen wären. Nur ist Tomi nicht sicher, ob tatsächlich nur Faulheit dahintersteckt, wenn er Stofftiere zwischen den Fernsehern findet oder Pneus im Karton. Sicher ist, dass er «permanent» Dinge aus den Tonnen fischen muss, die da nicht hingehören.

Davon erzählen auch die Zürcher Abfalldetektive, die tagein, tagaus allen unmöglichen Plunder aufspüren, vom toten Hasen bis zum Maschinengewehr. Ihre Mission: Kehrrechtsünder jagen, die ihre prallgefüllten Gratissäcke in Nachbarns Tonne entsorgen. Andere packen ihren Unrat in Säckchen ab, die in die schmalen Schlitzlöcher der öffentlichen Kibel passen. Wieder andere transportieren illegalen Kehrrecht systematisch von einem Quartier ins andere.

Menschen lügen, Müll hingegen nicht. Aus dieser Tatsache ist eine Forschungsdisziplin entstanden: Garbologie. Man könnte auch von der Wissenschaft der Wahrheit sprechen. Aus dem Abfall von Martin Luthers Familie zum Beispiel haben Archäologen die Erkenntnis gezogen: Der kam ja gar nicht aus den bescheiden Verhältnissen. Der hat zarte Ferkel und Singvögel gegessen, aus filigranen Gläsern getrunken und mit einer Spielzeugarmbrust gespielt.

Auch entlarvend ist «The Other John Updike Archive», die verstörende Idee eines Eisverkäufers, jahrelang den Kehrrecht des amerikanischen Schriftstellers zu plündern und die Sammlung nach dessen Tod ins Netz zu stellen. Von dem

Übergriff auf die Privatsphäre abgesehen – es ist ein anderer Updike als in seinen Büchern, den man da kennenlernt. Einer, der Seifen sammelt und auch mal Softporno liest.

Im Recy-Hof versteht man inzwischen sein eigenes Wort nicht mehr, so laut klirren und knallen die Sachen in die Tonnen. Wegwerfmusik. Und für Tomi das Zeichen, den Mann an der Waage abzulösen. So schnell, wie die kostenpflichtigen Sachen gewogen, bezahlt und aussortiert werden müssen, kann nur er tippen, der Chef.

Es ist aber auch ein Alarmsignal, aufzupassen, dass niemand «Ware» mitnimmt. «Wenn sie kommen, dann jetzt», sagt Tomi und blickt ins Gewusel, das unübersichtlich geworden ist wie die Bahnhofstrasse im Sonntagsverkauf. Diebesbanden machen Jagd auf alles, was noch verschachert werden kann: Altmetalle oder Elektrogeräte, die dann irgendwann in Afrika von halbnackten Kindern auseinandergenommen werden und in beissendem Rauch verschmoren.

«So kann das Business nicht laufen», sagt Tomi. Das Business, das sind Fässer voller Speiseöl, die in der nächsten Halle zwischenlagern, oder die gepressten Kartonballen im Werkhof, wo sich die Ware zwanzig, dreissig Meter hoch auftürmt. Alles wird verarbeitet, gehandelt und weiterverkauft wie Aktien an der Börse, jedes Gramm zählt. Darum hängen auch überall Kameras, die vor Einbrüchen schützen oder aufnehmen, wer hier was hinausträgt. Big Brother auf dem Wertstoffhof.

Export nach Indien und China

Tappt jemand in die Falle, greift Tomi in den Overall und funkt in den Backsteinklotz vis-à-vis, wo das Management an Bildschirmen sitzt, mittendrin die angehende Chefin, die ganz andere Probleme hat. 73 Jahre nachdem ihr Urgrossvater angefangen hat, will sie den Betrieb in eine neue Ära führen.

Judith Maag sieht in Jeans und Weste kaum älter aus als die Studenten, die samstags im Betrieb aushelfen. Dabei ist die 29-Jährige bald Chefin von 65 Angestellten, die mit der ganzen Welt geschäften. Glas geht zur Verarbeitung auch in die Slowakei, nach Tschechien oder Frankreich. Aluminium wird exportiert, weil es hierzulande keine Schmelzwerke mehr gibt. Kunststoffe werden unter anderem nach Indien oder China verkauft.

«Die Zeiten sind hart», sagt Maag, die Eisenpreise sind im Keller, weil China nicht mehr «so Hunger hat» und zu viel Material angehäuft habe, das nun güns-

tig nach Europa weiterverkauft werde. Aber da kann man nicht viel machen, «wir sind ein kleiner Fisch, wir müssen uns nach den Werkpreisen richten».

Davon haben die Menschen keine Ahnung, die beladen in den Recy-Hof kommen und erleichtert wieder gehen. Man kann sehen, wie die Anspannung aus ihren Gesichtern weicht. Wer kennt es nicht, das gute Gefühl, sich von der Last des Besitzes zu befreien? Die Umwelthistorikerin Heike Weber spricht von «einer Kulturtechnik, die eine kathartische Funktion für die ganze Gesellschaft hat». Was oft danach einsetzt, nennen Experten Rebound-Effekt. Wegwerfen schafft Platz für Neues. Wer ein sparsames Auto hat, fährt damit vielleicht mehr. Neuer Konsum, neues Glück.

Kompostierbare Schuhe

Auch Tomi glaubt, dieses Glück in den Gesichtern seiner Kunden zu sehen. Das ist es, was ihn motiviert aufzustehen, hinein in den Overall, Mütze auf den Kopf und ran an die Container, sortieren, wägen, stapeln und wieder von vorn. Ein Glück, das auch mit einer Farbe zu tun hat: Grün ist Tomis Overall, grün sind die Tonnen und alles, was zur Corporate Identity gehört. Grün wie die Natur, die keine Abfälle kennt und mit ihren Kreisläufen Vorbild der Recycling-Idee ist. Wenn von Schweizer Müllbergen gesprochen wird, folgt stets der Hinweis auf die Recycling-Quote, als könnte man mit den fünfzig Prozent die Verschwendung wegreden. Der Gang zum Recy-Hof: fast schon eine gute Tat.

Der Umweltchemiker Michael Braungart würde diese Geschichte freilich anders erzählen. Als kollektiven Selbstbetrug, als millionenteure Alibiübung. Im Druckpapier zum Beispiel seien immer noch zu viele giftige Stoffe enthalten, die beim Wiederverwerten in Pizzakartons übergangen oder als Toilettenpapier das Wasser vergiften, sagt er. Von den Elementen der Mobiltelefone werde nur ein Bruchteil zurückgewonnen. Weil die Hersteller kein Interesse an einem ewigen Produktelben hätten, würden die Stoffe immer minderwertiger. Darum plädiert Braungart mit «Cradle-to-Cradle» für kompostierbare Schuhe oder essbare Sitzbezüge. «Wenn alles biologisch abbaubar oder voll verwertbar ist, kann sogar Wegwerfen Sinn machen.»

Es ist Mittag geworden, auf dem Recy-Hof gehen die Tore zu, die Spuren des Ansturms werden mit Besen beseitigt. Nur einer hämmert noch ans Gitter, er ist seine Ladung noch nicht losgeworden. «Das war's für heute», ruft ihm Tomi zu, «Montag wieder!»

Ein Leben für den Müll

Thomas Moll, 63-jähriger Erfinder aus Bern, liebt, was andere wegwerfen

«Abfall ist mein Leben. Das mag zwar seltsam klingen, aber für mich gibt es nichts Schöneres, als mich auf dem Schrottplatz zu verlieren. Als ich 15 war, hat mich mein Bruder zum ersten Mal mitgenommen. Ich habe ein Rohr für ein Spiegelteleskop gesucht und ein Paradies gefunden: Eisenräder, ausrangierte Maschinen, zerbeulte Autos – jedes Stück eine Geschichte von Niedergang und Vergänglichkeit. Wer sass am Steuer? Wohin wurde gefahren? Sieht man lange genug hin, erkennt man die abblätternde Farbe, die Strukturen, die Melancholie. Eine rostige Autotür kann schön sein wie eine Blume.

Von da an bin ich immer wieder auf Schrottplätze gegangen, mit dem Bruder, später mit dem Töff oder meinem Mercedes-Bus. In den Siebzigern hat es auch noch wilde Deponien gegeben. Davon sind wir ebenso fasziniert gewesen wie von zerfallenen Bergwerken. Ich erinnere mich an ein Tal in Ligurien, in dem Schwefelsäure hergestellt wurde. Der Rost hatte den Fluss orange gefärbt, und auf der violetten Eisenhalde haben sich grüne Pflanzen festgekrallt – Wahnsinn.

Ich habe zwar Film studiert, aber der Schrottplatz ist die bessere Schule gewesen: Vom Computer bis zum Transformator habe ich alles auseinandergenommen und gelernt, dass das Ende immer auch ein Anfang ist. Aus alten Sachen kann ich heute alles neu bauen und als Autodidakt gar audiovisuelle Installationen im Luzerner Verkehrshaus machen. Am liebsten erfinde ich Sachen, die es gar nicht gibt: Einen Elektrofotografierapparat etwa oder eine Maschine, die misst, wie Pflanzen wachsen.

In all den Jahren habe ich eine Menge entdeckt: handgeschriebene Journale, Kochsalzlösungen von einer Apotheke, Harddisks voller Daten. Zugegeben, ich habe eine voyeuristische Ader. Aber wenn ich mir die Fotos wildfremder Menschen anschau, möchte ich mit niemandem tauschen. Sie reisen in dieselben Länder, fotografieren dieselben Dinge – oder sind noch verrückter als ich: Einmal habe ich ein Tagebuch von jemandem gefunden, der minutiös dokumentierte, was er gegessen oder eingekauft hatte. Jede Büchse im Vorrat war inventarisiert, in-

klusive Standort und Ablaufdatum.

Mein Drang, zu suchen und zu finden, hat inzwischen etwas nachgelassen. Ich gehe noch ein- bis zweimal die Woche zu Salvi, dem einzigen Schrottplatz in der Region, auf dem ich noch stöbern darf. Alle anderen haben zugemacht oder Zäune hochgezogen. Ich suche nichts Bestimmtes. Trotzdem finde ich immer Dinge, von denen ich glaube, dass ich sie mal brauchen kann. So hat sich über die Jahrzehnte schon was angesammelt. Ich hatte das Glück, ein Haus zu erben. Meine Frau und ich bewohnen den Dachstock, mein Reich ist der Keller.

Anfangs hatte ich da nur eine Werkstatt, inzwischen ist meine Sammlung auf fünf Räume angewachsen. Manche Leu-

«Ich habe ein Rohr auf dem Abfall gesucht und ein Paradies gefunden.»

te glauben, dass man so viele Dinge anhäuft, um sich kompensatorisch an etwas festzuhalten. Das mag sein. Meine Eltern sind gestorben, als ich 18 war. Allerdings habe ich schon als Kind aus dem Bast von Chianti-Flaschen Körbchen gebastelt oder aus Büchsen Tischbomben. Und wenn ich mich nicht mehr wohl fühle in meinem Puff, gebe ich auch mal Schub und lasse eine Mulde kommen.»

CAROLE KOCH